

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

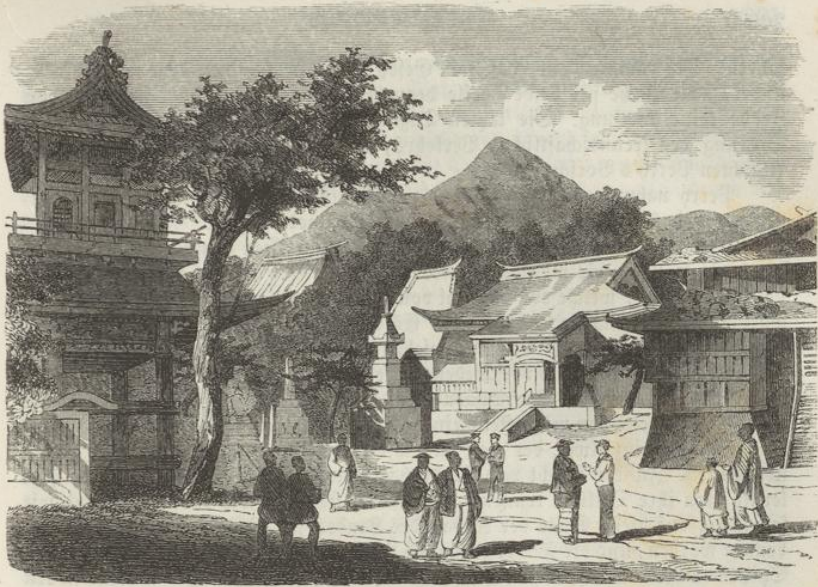
**Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan**

**Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm**

**Leipzig, 1861**

VIII. Hakodadi

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Der Haupttempel in Hakodadi.

## VIII. Hakodadi.

Abfahrt nach Hakodadi. — Awa. — Obofima. — Der Kurofimo. — Hakodadi. — Verhandlungen mit den Behörden. — Lage der Stadt. — Handelsverkehr. — Einrichtung der Wohnungen. — Zimmergeräthe. — Feuerung. — Gärten. — Kaufsläden. — Der „Beschützer des Landes“. — Gebetsräder. — Kapellen. — Schwefelquelle. — Uferhöhle. — Fische und Wild. — Klima. — Gesundheitszustände. — Schachspiel in Japan. — Kenntniß vom Auslande. — Ainos auf Jesso. — Vulkane. — Schiffbrüchige Amerikaner. — Aussichten für Einführung des Christenthums.

W eber zwanzig Tage des Aufenthalts in Simoda waren so ziemlich unter Streitigkeiten mit den Behörden vergangen. Das Einzige, was sie ohne Widerrede gestatteten, war die Vermessung des Hafens und seiner Zugänge. Bei allen übrigen Berührungspunkten mußten die Amerikanern dieselben Zugeständnisse, die ihnen von den kaiserlichen Bevollmächtigten gemacht worden waren, den Unterbehörden in Simoda förmlich abringen. Ohne höhere Weisung handelten die Letztern gewiß nicht. Sie vermieden so ängstlich jeden Schatten von Selbständigkeit, daß sie nicht einmal dem bisherigen Dolmetscher erlaubten, nach Hakodadi mitzu-

fahren. Sie räumten ein, daß kein Gesetz, kein Herkommen dem widerspreche, und daß die Sache für beide Theile bequem und nützlich sei, aber sie hatten von Jeddo keine Weisung. Die letzten Tage verfloßen indessen ohne eine weitere Störung des freundschaftlichen Verkehrs, und die Beamten leisteten sogar den Absichten Perry's Vorschub.

Perry nahm nach Hakodadi nur zwei Schiffe mit. Drei waren ihm vorangegangen, das Vorrathsschiff Supply blieb in Simoda zurück.

Perry nahm von Simoda aus seinen Weg im Osten von Nippon, indem er der Küste so nahe wie möglich folgte. Sobald er den Außenhafen verließ, trat die Inselgruppe, welche vor der Bai von Jeddo liegt, voll in Sicht. Das merkwürdigste dieser Eilande ist Ohosima. Es besitzt nämlich einen Vulkan, der noch in Thätigkeit ist. Von der See aus gesehen, scheint der Krater einen bedeutenden Umfang zu haben oder aus verschiedenen Oeffnungen zu bestehen, denn der Rauch erhebt sich in kurzen Zwischenräumen an mehreren Stellen, die alle an dem Rande eines Bergrückens von mindestens einer Meile Ausdehnung liegen.

Die Provinz Awa, der man zunächst folgte, ließ sich weit ins Land hinein überblicken. In der Bucht von Jeddo hatte man ihre Westküste befahren, jetzt lernte man ihre Ostküste kennen. Jedermann staunte, wie ausgedehnt und wie sorgfältig auf dieser Seite der Anbau des Landes sei. Jedes Fleckchen Erde war benutzt worden, und die Felder zogen sich vom Fuße der Berge bis zu den höchsten Spitzen empor. Die Zahl der Dörfer und Städte, die an den Hängen und in den Thälern lagen, ließ sich nicht zählen.

Gleich bei der Insel Ohosima \*) traten die Schiffe in den Kurosiwo ein. Wir haben diese Strömung und ihre merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Golfstrom des atlantischen Oceans bereits in der Einleitung besprochen (S. 8) und haben dem dort Gesagten bloß hinzuzufügen, daß die Amerikaner in dieser Strömung ein Seegewächs treiben sahen, das ihren Seemannsaugen mit dem Fucus (Sargassum bacciferum) des Golfstroms identisch zu sein schien. Sie sammelten verschiedene dieser Pflanzen, aber ein böser Zufall fügte es so, daß alle verloren gingen. Eine botanische Untersuchung und Vergleichung mit der Vegetation des Golfstroms hat daher nicht vorgenommen werden können.

Mehrmals begegnete man ganzen Flotten von Fischerbooten. Wo man sie traf, da hatte das Wasser in der Regel die trübe Farbe, die der Schiffer auf das Vorhandensein von Niederungen deutet, und war mit Fucus dichter als an andern Stellen bedeckt. Mit dem Senkblei fand man indessen Tiefen von dreißig und vierzig, ja von siebzig und achtzig Faden. Die ganze südliche und östliche Küste von Nippon zeigte sich nicht so hoch als das westliche Ufer der Bucht von Jeddo. Ihre Erhebung über das Meer bleibt indessen immer noch so bedeutend, daß die Küste bei hellem Wetter in einer Entfernung von zehn Meilen sichtbar wird.

\*) Ohosima eine Insel zu nennen, ist eigentlich ein Pleonasmus, da Sima schon Insel bedeutet. Wir wollen hier hinzufügen, daß Saki, der Name für den japanischen Brammwein, auch die Bezeichnung für Vorgebirge ist.

Am Vorgebirge Kurofaki hatte man eine Aussicht auf Schneeberge, die sich im Innern hoch zu den Wolken erhoben. Wahrscheinlich war es der Einfluß dieser Berge, der die Luft in dieser Gegend kühl und erfrischend machte. Das Wasser hatte + 10, die Luft + 12°. Die Oberfläche des Meers war vollständig glatt und hatte auf der Oberfläche ein Ansehen wie Del, das Perry den Auscheidungen von Meerschweinen und von Walfischen, die sich zahlreich und in verschiedenen Arten zeigten, zuschrieb.

Im ersten Zwieliht des 16. Mai sah man das nordöstliche Ende von Rippon, das bei den Japanern Siriga Saki heißt. Als man diese Spitze umschiffte hatte, trat die Sangar-Strasse, welche diese Insel von Jesso trennt, voll in Sicht. Man steuerte nun gerade auf Hakodadi los, traf jedoch in der Mitte der Meerenge auf eine Strömung oder Fluth, die so stark war, daß man den Hafen vor Nacht nicht zu erreichen vermochte. Perry hielt es für gerathen, ins hohe Meer zurückzufeuern. Der nächste Morgen brachte einen dichten Nebel, der es wieder nicht räthlich machte, die Schiffe einer Küste zuzuführen, welche Niemand kannte. Die Mittagssonne zerstreute die Dünste endlich, und jetzt wurde die Fahrt zum Hafen vollendet. Das Erste, was man dort sah, waren die Masten der drei Schiffe, welche Perry vorausgeschickt hatte.

Die Bai von Hakodadi liegt auf der Insel Jesso, am nördlichen Ufer der Sangar-Strasse, und bildet einen der schönsten und sichersten Häfen der Welt. Damit verbindet sie den Vorzug, für Schiffe bei jedem Winde leicht zugänglich zu sein. Sie besteht, wie die Bai von Simoda, aus einem Außen- und einem Binnen-Hafen. In dem erstern zieht sich eine Untiefe, am Mittelpunkte des Ufertheils der Stadt beginnend, zwölfhundert Fuß weit fort. Der Binnenhafen vermag mindestens hundert Segel zu fassen und bietet überall den sichersten Ankergrund und eine hinreichende Tiefe dar. Er ist der südöstliche Arm der Bai und endet an einem Vorgebirge, das durch eine niedrige und sandige Landzunge mit dem festen Lande in Verbindung gesetzt wird.

Wenige Stunden vergingen, und ein Boot mit mehreren japanischen Beamten legte beim Flaggeneschiff an. Das Fahrzeug war schwerer und plumper als die Boote, die man anderswo gesehen hatte, und acht Diener in einer dunkelblauen und weißen Livere, in die ein Wappen eingestickt war, ruderten es. Man überreichte den Beamten, sobald sie das Verdeck betraten, eine Abschrift des Vertrags von Kanagawa und ein Schreiben, das Perry von den kaiserlichen Bevollmächtigten erhalten hatte. Die Japaner schienen von den Vorgängen in der Bucht von Jeddo nichts zu wissen und klagten, daß die Bevölkerung durch die Ankunft fremder Schiffe in große Aufregung und Furcht versetzt worden sei.

Nächsten Tags fand in der Stadt eine Zusammenkunft des Commodore's mit dem Statthalter Jendo Makaimon statt. Das Empfangszimmer war eine große Halle, aus der eine Hinterthür auf einen Hof führte. Da sie offen stand, so konnte man verschiedene Eingänge und Treppen eines Hintergebäudes sehen. Die Karniese der Thüren waren in Holz geschnitten, die Fenster hatten die Form der europäischen, aber unser Glas wurde durch geöltes Papier ersetzt. Der Statthalter

war ein Mann in mittleren Jahren, und sein Gesicht hatte einen wohlwollenden Ausdruck. Auch er hatte erst durch die Amerikaner erfahren, daß ein Vertrag abgeschlossen sei, und hob nachdrücklich hervor, welche Verlegenheiten für ihn entstehen würden, wenn er ohne einen ausdrücklichen Befehl von Jeddo die Forderungen der Fremden erfülle, Waaren zu kaufen und die Küste betreten zu dürfen. Als Perry auf seinem vertragsmäßigen Recht bestand, versprach der Statthalter am nächsten Morgen schriftliche Antwort geben zu wollen.

Der Brief kam und brachte, in eine Menge von Ausflüchten und Entschuldigungen eingehüllt, die Gewährung der wesentlichsten Punkte, auf die es den Amerikanern ankam. Von einer wirklichen Uebersetzung stehen wir ab, um nur den Kern, möglichst in der japanischen Ausdruckswesse, zu geben. „Sie haben dieses Land“, so begann der Statthalter, „ohne Zweifel für ausgedehnt und wohl bevölkert gehalten, und haben gewiß nicht die entfernteste Absicht, zu rauben oder sich gewaltsam und ohne Erlaubniß einzudrängen. Dieser Platz ist aber nicht größer als eine Wille oder als ein Fleck und die Umgegend so unfruchtbar, daß sie fast nichts hervorbringt.

Es überrascht uns sehr, daß wir von dem Vertrage keine Nachricht erhalten haben, und daß das von Ihnen überbrachte Schreiben keine Aufklärung über diese Angelegenheit enthält. Selbständig zu handeln, ehe man uns vom Thron eine Belehrung erteilt hat, ist für uns eine sehr ernste Sache, die Versicherung können wir Ihnen geben, denn der unabänderliche Gebrauch in allen unsern Fürstenthümern ist der, auf Befehle zu warten. Mag eine Angelegenheit klein oder groß sein, ist sie eine Staatssache, so muß sie dem Fürsten vorgetragen werden, der nach Jeddo einen klaren Bericht einschickt und nach den erhaltenen Befehlen handelt.

Was wir an Lebensmitteln hier haben, Eier, Hühner, frische Fische, Enten und andere Gegenstände, sollen Sie erhalten und Sie mögen immerhin die Dörfer, Märkte und Flecken besuchen, obgleich sie verächtlich und ärmlich, gemein und roh, nicht der mindesten Beachtung werth sind. Was Sie verlangen (Holz und Wasser) soll geliefert werden.“

Die drei Tempel, um deren Einräumung die Amerikaner gebeten hatten, waren ihnen anfänglich verweigert worden, weil man beschränkte, daß sie die gottesdienstlichen Gebräuche stören würden. Als der Statthalter hörte, daß es ihnen nicht um die ganzen Tempel zu thun sei, sondern blos um den Theil, der in Japan Fremden eingeräumt zu werden pflegt, gab er in diesem Punkte nach. Wie das Neufere der Tempel in Hakobadi beschaffen ist, ersieht man aus der Abbildung am Anfange dieses Abschnittes. Die Amerikaner fanden nun kein Hinderniß weiter, in den Straßen umherzugehen, mit den Einwohnern zu verkehren und Einkäufe zu machen. Auf diese Weise lernten sie die japanischen Sitten in Hakobadi weit besser als in Simoda kennen.

Die Stadt hat in ihrer Lage eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Gibraltar. Wie dieses erhebt sie sich an einer Meerenge, auf einer Halbinsel, die mittelst einer schmalen und sandigen Landzunge, bei Gibraltar der neutrale Grund ge-

nannt, mit dem Festlande zusammenhängt, und lehnt sich an einen hohen Felsen, der hier wie dort in drei Bergspitzen ausläuft. Doch bestehen auch Verschiedenheiten, namentlich hinsichtlich der Fruchtbarkeit des Bodens. Der Felsen von Gibraltar ist des Pflanzenwuchses ziemlich entkleidet, der Felsen von Hakodadi ist bloß oben nackt, während sein mittlerer Theil viel Unterholz und einige Fichtengruppen trägt, sein Fuß aber mit weit schattenden Cypressen, hohen Hornen und Fruchtbäumen, unter denen man Pflaumen und Pfirsichen erkennt, reich bewaldet ist. Dieser reiche Pflanzengürtel umgiebt Hakodadi wie ein Nest und trennt es gleichsam schützend von den nackten Felsen.

Der Ort enthält etwa tausend Häuser und hat drei mit dem Strande gleichlaufende Straßen, die von andern in rechten Winkeln durchkreuzt werden. Sie sind dreißig bis vierzig Fuß breit und werden mit großer Sorgfalt rein gehalten. In kurzen Zwischenräumen laufen quer über die Straßen hölzerne Gitter, deren Thore bei Tage offen bleiben und in der Nacht geschlossen werden. Jede der auf diese Art entstehenden Abtheilungen von Häusern bildet eine Gemeinde, deren Vorsteher (japanisch Ottona) für die Erhaltung der Ordnung verantwortlich ist. Alle Ottonas haben gegenseitig für sich einzustehen. Jeder verfügt über einen Polizeidiener, der in einem Wacht Hause strenge Aufsicht hält und jede Unordnung wie jedes Feuer zur Anzeige zu bringen hat.

Hakodadi ist nicht bloß eine reinliche, sondern auch eine stille Stadt. Die Ruhe, die in den Straßen herrscht, wird für einen Fremden, der an den Lärm amerikanischer und europäischer Städte gewöhnt ist, fast peinlich. Da hört man keines der bekannten Geräusche, die nach unsern Begriffen mit der geschäftigen Thätigkeit einer Handels- und Hafenstadt unzertrennlich verbunden sind. Da rasselt kein beladener Wagen über das Pflaster, kein Ausrufer lenkt durch Geschrei die Aufmerksamkeit auf seine Waaren, keine Menschenmengen drängen sich eilig und geräuschvoll durch einander. Was man zuweilen hört, ist der gellende Aufschrei, durch den ein Treiber sein Lastthier anspornt, oder der herrische Ruf eines Dieners, der die untern Classen an die Art erinnert, wie sie seinen herannahenden Herrn zu begrüßen haben, oder in selteneren Fällen der Klang eines Hammers, der aus der fernen Schmiede herübertönt. Daß Hakodadi trotz dieser unheimlichen Stille eine handelsthätige und gewerblustige Stadt ist, nimmt man an verschiedenen Zeichen wahr. Nicht selten begegnet man langen Zügen von Lastthieren, die langsamen Schritts durch die Straßen schreiten, im Hafen liegen Hunderte von Dschunken vor Anker, Boote schießen in Menge, mit Waaren beladen, über die Bucht, und in den Straßen sieht man häufig vornehme Japaner, durch ihre zwei Schwerter als solche bezeichnet, die an der Spitze eines Troffes von Dienern dahinschreiten, oder auf reich geschirrten Pferden ihren Weg verfolgen.

Die Häuser von Hakodadi haben in der Regel bloß ein Stockwerk mit einem Dachgeschoß. Das letztere wird zuweilen als geräumiges Wohnzimmer benutzt, dient aber in der Regel zur Unterbringung der Diensthöten oder als Vorrathskammer. Das Dach erhebt sich selten höher als fünf und zwanzig Fuß über die Erde. Seine Ränder treten vorn, hinten und zu beiden Seiten ziemlich weit her-

vor, so daß nicht bloß der rings um das Haus laufende, und zwei Fuß erhöhte Gang, sondern auch der Raum vor und hinter den Eingangsz- und Ausgangsthüren gegen den Regen geschützt wird. Die Wände bestehen fast ohne Ausnahme aus fichtenen Bretern, die man der Länge nach so gut neben einander zu befestigen weiß, daß die Fugen dicht schließen. Die vor den Papierfenstern befindlichen Bretter laufen in Falzen und können in die Höhe geschoben werden. In den Kaufläden nimmt man gewöhnlich die ganze Vorderseite der Wand weg, so daß man von der Straße aus den Laden frei überblicken kann; die Handwerker lassen hinter den emporgeschobenen Fensterbretern Bambusgitter nieder, um ungestört arbeiten zu können.



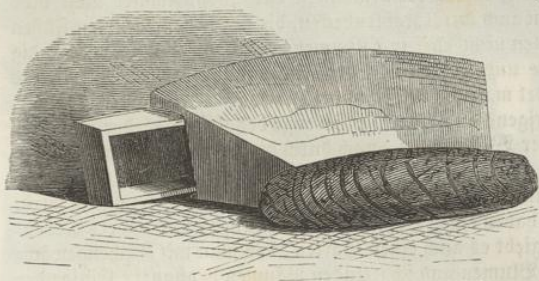
Geräthschaften in einem japanischen Zimmer.

Die Häuser von Sakodai haben im Innern geölzte oder gefirniste Wände, aber gegen außen bieten sie bloß die rohen Breter dar. Da das Klima feucht und kalt ist, so werden die Breter schwarz und faulen an, wodurch die Stadt ein ärmliches und finsternes Ansehen erhält. Bei den Tempeln und den bessern Häusern besteht das Dach aus Ziegeln, bei den übrigen aus Holzschindeln. Daß diese ganze Bauart im höchsten Grade feuergefährlich ist, liegt auf der Hand. Die Einwohner wissen es und treffen alle erdenkbaren Vorkehrungen. Auf jedem Dache steht ein Gefäß, das stets mit Wasser gefüllt ist, in jeder Straße befindet sich eine Cisterne, und jeder Bezirk hat seine Feuerspritze und seinen Feuermächter, der durch Schläge gegen ein Bret weckt, wenn er in der Nacht irgendwo eine Flamme hervorbrechen sieht. Daß dennoch große Feuer vorkommen, sahen die Amerikaner an den ausgedehnten Brandstätten, bei denen ihr Weg sie vorbeiführte.

Die innere Ausstattung ist eben so einfach, um nicht dürftig zu sagen, wie in Simoda. Den gewöhnlich vorkommenden Hausrath haben wir auf unserm Bilde vereinigt. Da die Japaner kauern, nicht sitzen, so fehlen in der Regel Stühle, obgleich man sie kennt und bei feierlichen Zusammenkünften immer benutzt. Sie sind gleich unsern Feldstühlen zum Zusammenschlagen eingerichtet, haben mit Leder überzogene Sitze und fallen durch ihre plumpe Arbeit auf. Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß nur die unteren Klassen mit über einandergeschlagenen Ferseu kauern. Die Vornehmeren halten dies für gemein und ruhen auf den Knien aus.

Eben so wenig als Stühle sind Tische im allgemeinen Gebrauch. In ihrem Hause essen die Japaner an der Erde kauend, jeder für sich, von Schüsseln, die auf lackirten Fußgestellen stehen. Daß bei feierlichen Gelegenheiten die mit rothem Krepp bedeckten Bänke als Tische dienen, haben wir bei den Zusammenkünften der kaiserlichen Bevollmächtigten mit den Nordamerikanern gesehen. Die Suppe wird unmittelbar aus der Schüssel getrunken, nachdem die in ihr schwimmenden Stücke Fisch mit einem zugeschnittenen Hölzchen herausgeholt worden sind. Einige lackirte Schalen und Schüsseln, die unvermeidlichen spitzen Hölzchen, einige Porzelliantassen und gelegentlich ein irdener Löffel bilden das ganze Tischgeschirr.

Der etwas erhöhte Fußboden der sich durch das ganze Haus zieht, ist mit weißen Matten bedeckt, die man mit Stroh füttert. Sie sind sehr hübsch gewebt und haben einen Rand von Tuch. Die Gewohnheit — die Amerikaner meinten, das Gesetz — und mehr noch der Gebrauch, zu dem sie bestimmt sind, schreibt für diese Matten eine Länge von sechs und eine Breite von drei Fuß vor. Die



Japanisches Kissen.

Japaner sitzen bei Tage fast beständig auf ihnen, mögen sie nun ihre Waaren verkaufen, oder rauchen, oder mit ihren Freunden sprechen. In der Nacht schlafen sie auf einer dieser Matten und nehmen eine zweite zur Decke. Unter den Kopf wird eine harte Schachtel geschoben, in welcher ein Schubfach für

kleine Werthgegenstände befindlich ist. Unser Bild zeigt, wie ein solches Kopfkissen ausfieht.

Einfach, wie ein japanisches Haus ist, entbehrt es doch des Schmuckes nicht ganz. In den bessern Zimmern sieht man Holzschnitzereien von der künstlichsten Arbeit, die in der Zeichnung allerdings viel zu wünschen übrig lassen. Auf dem geölten Papier, das unsere Fensterscheiben ersetzt, sind häufig Gemälde von Vögeln und Landschaften angebracht, so daß Lichtbilder entstehen. Die Wände sind bei den Vornehmen getäfelt und mit gemalten Papiertapeten behangen, die man aufrollen und daher leicht aus einem Zimmer in das andere tragen kann. Die immer wiederkehrenden Lieblingsfiguren der Fenster, der Tapeten und der Holzschnitzereien sind der Kranich, die Schildkröte, der man durch Beifügung von Flügeln eine symbolische Bedeutung giebt, und der Delfin.

In der Mitte des Wohnzimmers befindet sich ein vertiefter Raum von viereckiger Form, der mit Ziegeln ausgelegt und mit Sand gefüllt ist. Auf dem letztern brennt fortwährend ein Kohlenfeuer, über dem jederzeit an einem Dreifuße



ein Theekessel schwebt. Man hat mithin immer heißes Wasser und kann einem Besuch sogleich Thee vorsehen. Dieses Getränk ist schwach und wird gewöhnlich nicht geküßt, obgleich man in Hakodadi viel Gebrauch von Zucker macht. Die Theekessel sind von Bronze, von Silber, oder auch wohl von gemeinem irdenen Gut. Bei den Armen ersetzt das Kohlenfeuer in der Mitte des Zimmers, an dem man den Thee kocht, den Saki erwärmt und eine Menge kleiner Gerichte bereitet, zugleich unsern Ofen. Die Wärme, die dasselbe verbreitet, ist nur gering, und die geringeren Leute klagen beständig über Kälte, obgleich sie so nahe als möglich am Feuer kauern. Ein solches Zimmer in Hakodadi mit seinem schwach glimmenden Kohlenfeuer, dessen Rauch schwer einen Ausweg findet, mit seinen geschlossenen Thüren und mit seinem Halbdunkel, das durch die geöfneten Fenster bedingt wird, hat etwas unbeschreiblich Ungemüthliches. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß seine Bewohner, so lange die Kälte dauert, sich keinen Augenblick wohl befinden können.

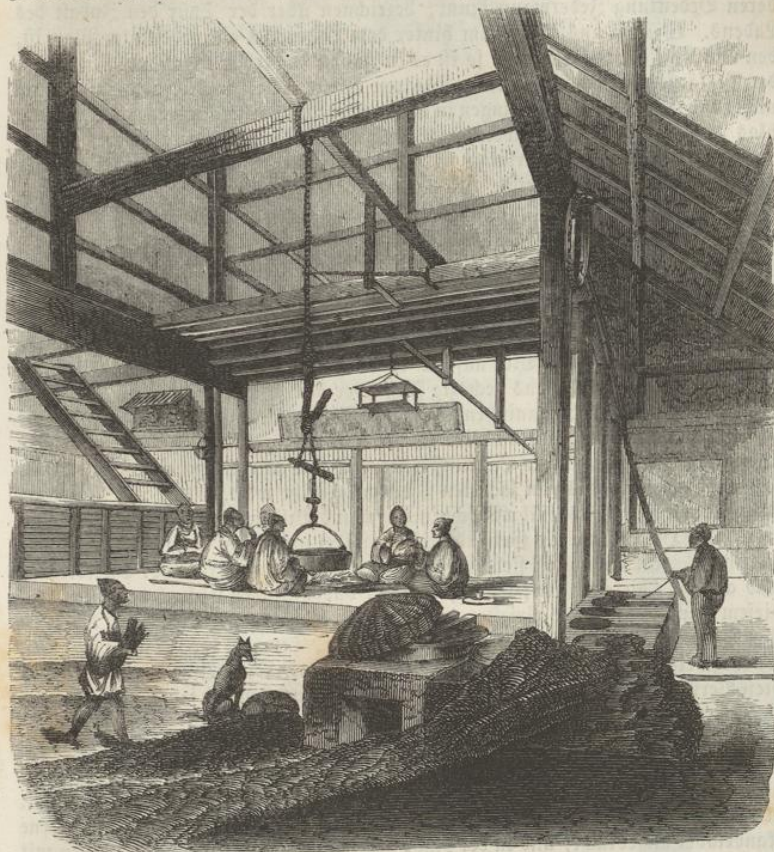
In den vornehmeren Häusern erwärmt man das Wohnzimmer nicht blos durch jenes Feuer, sondern auch durch Kohlenbecken, die auf hohen lackirten Füßen stehen. Da man die Kohlen nicht eher ins Zimmer bringt, als bis sie vollständig glühen, und da im Dache und in den Mauern Löcher zum Abziehen des Rauchs angebracht sind, so befindet man sich in diesen besser erwärmten Zimmern wohler. Die Reicheren klagen übrigens auch über die Strenge des Klima's, der sie weder durch die Einrichtung ihrer Wohnungen, noch durch die Kleider, welche sie eines über das andere anlegen, zu begegnen wissen. In den bessern Gebäuden giebt es auch eine Küche, deren Einrichtung aus dem nebenstehenden Bilde ersichtlich wird.

Die meisten Häuser haben einen Hof, der die Stallungen und andere Nebengebäude enthält. Häufig giebt es auch einen Garten, den man mit Küchengewächsen, schönen Sträuchern, Blumen und schattenden Bäumen bepflanzt. Einige der Vornehmsten besitzen auf den Höhen hinter der Stadt Landhäuser. In der Bauart weichen dieselben von den städtischen Gebäuden nicht ab, allein sie sind geräumiger. Der Luxus ihrer Eigenthümer verräth sich besonders in den Gärten, die mit ihren Rasenplätzen, ihren Fruchtbäumen und Zierpflanzen, ihren grünen Hecken und bunten Blumenbeeten ein anmuthiges Bild darbieten.

Die Waarenhäuser der Stadt unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen Gebäuden. Sie sind weit sorgfältiger gebaut und ihre steinernen, mit einem weißen Bewurf überkleideten Mauern und ihre Ziegeldächer lassen sie in ihrer Umgebung von lauter geschwärzten Holzwänden vortheilhaft hervortreten. Sie haben in der Regel eine Höhe von zwei Stockwerken und enthalten wahrscheinlich Güter, welche der Regierung gehören. Daß dies der Fall sei, schlossen die Amerikaner aus der Sorgfalt, mit welcher sie in Stand gehalten und bewahrt werden.

Die Beschaffenheit der Kaufläden rechtfertigte die Behauptung der Behörden, daß Hakodadi eine arme Stadt sei. Bessere und auf eine gebildete Bevölkerung berechnete Waaren, wie feines Porzellan, Glaswaaren, Pelze, Kupfergeschirre, feines Tuch und Bücher sieht man selten. Die geringeren Sorten von Tuch, seidnen und baumwollenen Geweben, irdenes Geschir, lackirte Schalen, Schüsseln und Fuß-

gestelle, Glaswaaren und wohlfeile Messer, herrschen entschieden vor. Wo man Lebensmittel feil hält, bestehen dieselben aus Reis und unseren Getreidearten, getrockneten Fischen, einer besondern Art Seetang, Salz, Zucker, Saki, Soja, süßen



Eine Küche in Sakodadi.

Kartoffeln, Mehl und einigen weniger nothwendigen Artikeln. In großen Mengen sind diese Sachen in jeder Straße zu haben. Ein öffentlicher Markt wird nicht gehalten, und das Bedürfnis dazu ist auch in einer Stadt, wo man weder Rinder, noch Schweine oder Schafe und nur wenig Geflügel hat, kaum vorhanden. Gemüse und ein Gebäck aus dem Mehl von Bohnen und Reis, das die Dichtigkeit und das

Ansehen von Käse hat, tragen Hausirer in der Stadt umher. Diese beiden Lebensmittel werden von den geringeren Klassen Hakodadi's stark verbraucht.

Zeichen oder Buchstaben, theils chinesischen, theils japanischen Charakters, deren Bedeutung Jedermann kennt, bezeichnen über der Thür den Inhalt des Ladens. Wie bei uns der Raum hinter dem Ladentisch ein geheiligter Platz ist, den kein Käufer betreten darf, so ist es in Japan der erhöhte Fußboden, auf dem der Verkäufer mitten unter seinen Waaren kauert. Die Amerikaner wußten das nicht, und ihr häufiges Eindringen in diesen vorbehaltenen Ladenraum erregte nicht bloß die höchste Unzufriedenheit der Kaufleute, sondern rief sogar Klagen bei den Behörden hervor. Man verlangt in Japan, daß der Käufer vor der Thür unter dem Wetterdache stehen bleibt. Im Anfang waren die Kaufleute schüchtern, aber nicht lange so erhielt die Luß zum Gewinn die Oberhand, und sie öffneten nun eben so behend ihre Schubkästen, legten eben so selbstgefällig ihre Artikel aus, wie der „flotteste Verkäufer“ einer deutschen Stadt. Alle hatten feste Preise, und jeder Versuch eines Amerikaners, von einer Forderung etwas abzuhandeln, wurde mit Unwillen zurückgewiesen.

Wenn man in den Hasen einläuft, ist ein mächtiges Gebäude einer der ersten Gegenstände, welche den Blick auf sich lenken. Es ist ein buddhistischer Tempel, dessen Ziegeldach mindestens sechszig Fuß über dem Boden emporsteigt. Dieses Gotteshaus heißt im Japanischen *Shiogen-zhi*, der Beschützer des Landes. Vor etwa zwanzig Jahren erbaut, wird es gut in Stand gehalten und kann für eine schöne Probe der japanischen Baukunst gelten. Das Dach ruht auf einem sehr künstlichen Hängewerk, das von lackirten Pfeilern gestützt wird. Altar und Tische erhalten vortrefflich ausgeführte Schnitzereien und Bildhauerarbeiten in Holz und Erz. Der Hauptraum des Gebäudes ist vergoldet und strotzt von geschnitzten Verzierungen. Am häufigsten sieht man Drachen, Phönixe, Kraniche, Schildkröten und andere Thiergestalten, die sich auf den buddhistischen Cultus beziehen. Bei diesem Tempel sind sechs Priester angestellt, deren Wohnungen ein Bild der höchsten Sauberkeit und Reinlichkeit darbieten. Dieser Tempel, der schönste von allen, wurde zu einem Bazar für die Amerikaner eingerichtet. Die Geistlichen hatten gegen diese Verweltlichung ihres Heiligthums nichts einzuwenden und sahen sie im Gegentheil gern, da sie davon höhere Einnahmen hatten.

In dem eingefriedigten Raume, der den Tempel umgiebt, steht eine Gruppe Cypressen mit weitschattenden Kronen. Hier erheben sich außerdem mehrere Nebengebäude und ein Wetterdach, das sechs kleine Götterbilder gegen den Regen schützt. Auf jeder Seite des Baumganges, der zum Tempel führt, sind ein paar steinerne Randelaber angebracht, und in der Nähe steht man die Bildsäule einer Göttin mit einem Kinde. Um den Kopf jedes dieser Bilder zieht sich ein Heiligenschein von Kupfer.

Außer dem „Beschützer des Landes“ giebt es noch drei andere buddhistische Tempel. Alle sind im Verfall, aber ihre ursprünglich reiche Ausstattung beweist, daß sie einst in hoher Achtung standen. Man sollte daraus schließen, daß die japanische Stabilität allein bei den Tempeln eine Ausnahme erleide und daß der

Wechsel der Mode gerade bei den heiligen Gegenständen, von denen unser religiöses Gefühl ihn ziemlich ausschließt, sich äußern. Die Gärten und Parks der drei andern Gotteshäuser werden von ihren Priestern in gutem Zustande erhalten, aber die Gebäude läßt das Volk, das für den Augenblick dem „Besitzer des Landes“ seine ganze Aufmerksamkeit widmet, dem Verfall entgegen gehen.

Auf den Kirchhöfen sahen die Amerikaner hohe Pfosten mit Inschriften, die sich über die Wichtigkeit des irdischen Daseins und die Freuden der Seligen verbreiteten. Jeder dieser Pfosten hatte in der Mitte seiner Höhe, wohin man mit der Hand leicht reichen konnte, einen Einschnitt, in dem ein Rad um eine Achse lief. Um jede Speiche desselben waren zwei kleine eiserne Ringe lose befestigt. Dieses Rad in Bewegung zu setzen, gilt für ein oder mehrere Gebete. Wer das Rad sehr in Schwung setzt, erwirbt sich das größte Verdienst und hat außerdem noch den Vortheil, daß die stärker klingenden Ringe die Gottheit auf ihn aufmerksam machen. Wir geben hier das Bild eines solchen Gebetsrades. In Tibet, dem Mittelpunkte des Buddhismus, hat man nach dem interessanten Reiseberichte der Lazaristen Huc und Gabet statt der Gebetsräder Gebetmühlen, die mit Wasser getrieben werden. Noch ein Schritt weiter, und man gelangt zu Gebet-Dampfmühlen. Wie werden dann die Ringe klirren, und welche Unsumme von gottgefälligen Handlungen läßt sich vermöge dieser Neuerung in einer Spanne Zeit verrichten!

Die Sintus haben in Hakodadi drei Tempel, die aber in keinem blühenden Zustande sind. Man gewahrt an ihnen, daß der fremde, von China eingeführte Glaube vor dem einheimischen weit den Vorsprung gewonnen hat. Kirchhöfe fehlen diesen heiligen Gebäuden, und keines ist von einem eingefriedigten Raum umgeben. Die einzige Verzierung, die man in ihrer Nähe wahrnimmt, besteht in den Thoren, welche die zu ihnen führenden Wege überröckeln. Diese Wege werden übrigens nicht bloß von den Frommen, sondern auch vom Verkehr benutzt. Bei jedem dieser Tempel wohnt ein Küster, dem die Pflicht obliegt, das Gebäude in Ordnung zu halten.

An den Hängen und auf den Spitzen der Berge hat die japanische Frömmigkeit eine Menge von Kapellen, Schreinen und Buddha-Bildsäulen aufgerichtet.

Steger, Japan.



Japanisches Gebetsrad.

Die größte dieser Kapellen, von den Amerikanern Tempel von Ben-ting genannt, ist auf dem Anfangsbild des nächsten Kapitels dargestellt. Je höher eine solche Kapelle steht und je schwieriger der Zugang zu ihr ist, um so größer ist das Verdienst des Frommen, der zu ihr hinauf klimmt, um zu beten. Dicht am Wege erheben sich oft, von Bäumen beschattet und dicht mit Moos überwachsen, Bildsäulen Buddha's, vor denen unzählige Opfertassen, Kupfermünzen, Blumen, Papierstückchen u. a. mehr, liegen. Neben den Bildsäulen sind häufig steinerne Pfeiler aufgerichtet, zu denen Wege mit galgenförmigen Thoren führen. Kein frommer Japaner wird an diesen Gegenständen der Verehrung vorüberziehen, ohne seine Knie zu beugen und ein Gebet zu verrichten. Bei ihren Ausflügen stellte der Zeitverlust, den die Frömmigkeit der japanischen Führer zur Folge hatte, die Geduld der Amerikaner oft auf eine harte Probe.

Von Vertheidigungsmitteln läßt sich in Hakodadi und seiner Umgebung wenig wahrnehmen. Bei Uruga sahen die Amerikaner Festen von Stein, hier aber gab es nichts, als östlich von der Stadt zwei Erdschanzen, welche wahrscheinlich die Bestimmung hatten, den Hafen zu vertheidigen. Die Böhungen waren am Rande des vorliegenden Hafens mit einer Reihe von Pfählen versehen. Die Schießscharten bewiesen, daß diese Werke für nicht mehr als zwei Geschütze eingerichtet sind. Wo am Strande die Hauptstraße von Hakodadi mündet, liegt ein Gebäude, dessen feste Bauart darauf schließen läßt, daß es zu Vertheidigungszwecken dienen soll. Es fehlen ihm übrigens jedw. Geschütze, als überhaupt jede Art kriegerischer Ausrüstung, so daß es bloß zur Schau dazustehen scheint.

Der Felsen, an den die Stadt sich anlehnt, wurde von den amerikanischen Offizieren oft erstiegen, weil man von seiner Höhe eine prächtige Aussicht auf den Hafen und das Meer hat. Diese Felsmasse besteht aus einem grauen, hie und da röthlichen Syenit, in dem viele Turmalin-Krystalle vorkommen. An einer Stelle haben vulkanische Gewalten den Felsen aus einander gerissen und eine andere Steinmasse, die den Charakter des Porphyrs hat, in die Lücke emporgehoben. An diesem Punkte entspringt eine Mineralquelle, die mit Schwefelwasserstoffgas geschwängert ist, jedoch so leicht, daß das Wasser der Quelle, sobald man es in einem Gefäße stehen läßt, Geschmack und Geruch verliert. Neben der Quelle steht ein Götterbild, das man ihren heilenden Eigenschaften zum Dank errichtet hat.

In geringer Entfernung von der Schwefelquelle zieht sich eine natürliche Höhle in den Felsen hinein. Ihr Eingang befindet sich an einer schroffen Klippe und kann bloß mittelst eines Bootes erreicht werden. Er ist etwa dreißig Fuß lang, zwölf Fuß breit und hat eine Wassertiefe von fast zwanzig Fuß. Eine Gesellschaft von den Schiffen drang tief in diese Höhle ein, bis die Dunkelheit einen Grad erreichte, der keinen Gegenstand mehr unterscheiden ließ. An diesem Punkte zweigte sich die Höhle, indem sie etwa dieselbe Höhe und Wassertiefe beibehielt, nach rechts und links ab. Innerhalb derselben herrschte die tiefste Ruhe und das Wasser war völlig bewegungslos. Wenn jedoch in der Luft draußen Stürme herrschen, müssen sich die Wogen mit fürchterlicher Gewalt in die Höhle drängen. Der Eingang hat die Form eines Gewölbes und seine Seitenwände sehen wie Säulen aus. Die

Amerikaner hielten das Gestein deshalb für Basalt, aber bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß es Syenit sei.

Die nächste Umgebung der Stadt wird so ziemlich dem Naturzustande überlassen. Man sieht wenige Felder, die mit Zwiebeln, süßen Kartoffeln und Rettigen bestellt sind. Die letztern sind eine Lieblingsspeise und werden regelmäßig, roh und gerieben, bei Tisch aufgetragen. Aus Fischen besteht, wie in Japan überall, die Hauptnahrung der Einwohner. Ein sehr großer Theil der Bevölkerung lebt, mit der Fischerei beschäftigt, fast beständig auf dem Meere. Auch die Amerikaner warfen ihr Netz aus und erhielten eine große Menge der vortrefflichsten Fische: Lachs, Lachsforellen, Barsche, Barben, Weißfische, Heringe und Flandern. Der Lachs erreicht nur die halbe Größe des amerikanischen, hat aber einen weit feineren Geschmack. Die Krabben haben einen bedeutenden Umfang und ein eben so feines Fleisch wie die berühmten Krabben der Chesapeake-Bai.

Die Schützen der Schiffe erlegten auf ihren Jagden nur wenige Thierarten. Das Vogelwild bestand aus wilden Gänsen, Enten, Schnepfen, Wachteln und mitunter aus einem Fasan. Von andern Vögeln schoß man Regenpfeifer und Ribiße. In den Wäldern kommen gelegentlich Bären, wilde Schweine, Füchse und Hirsche vor. Der Fuchs ist nach dem japanischen Glauben vom bösen Geiste besessen und gilt für ein selbstbewußtes Werkzeug des Teufels. Die Jäger stellen ihm deshalb eifrig nach. Sie erwerben sich ja ein Verdienst bei Gott, wenn sie einen Fuchs erlegen.

Da die Rinder bloß zum Pflügen und zum Tragen von Lasten benutzt werden, so war es den Amerikanern fast unmöglich, Rindfleisch zu bekommen. Die Pferde von Hakodadi sind klein, aber kräftig und lebhaft. Man reitet sie und läßt Lasten von ihnen tragen. Die Straßen sind vortrefflich und hie und da auch breit und gepflastert. In der Regel sind sie bloß Saumpfade, werden aber in vortrefflicher Ordnung erhalten. Damit Niemand durch Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses die Augen beleidige, sind längs den Straßen von Strecke zu Strecke Häuschen errichtet. Wer nicht reitet, läßt sich in einer Sänfte tragen. Die japanischen Sänften sind kleine und höchst unbequeme Kasten mit Stangen, die auf den Schultern von Menschen ruhen.

Bei Hakodadi liegen die Berge der Stadt nicht so nahe wie bei Simoda und sind ausgedehnter und höher. Ihre Gipfel und höheren Abhänge waren noch im Juni mit Schnee bedeckt. Diese Berge und die nördliche Lage machen Hakodadi kalt, wozu auch die häufigen und dichten Nebel das Ihrige beitragen. Vom 18. Mai bis zum 3. Juni hielt sich das Thermometer zwischen  $8^{\circ}$  und  $15^{\circ}$  und das Barometer zwischen 29,45" und 30,05".

Die Uebergänge im Wetter treten plötzlich und heftig ein. Das Vorherrschende von Erkältungskrankheiten ist die natürliche Folge. Im Hochsommer und im Herbst wird die Bevölkerung von Fiebern heimgesucht. Miasmen und daraus hervorgehende epidemische Krankheiten scheint es nicht zu geben. Wie Golownin mittheilt, kommt auf der Insel Jesso der Skorbut häufig vor, und wir haben keinen Grund, an der Angabe dieses zuverlässigen Beobachters zu zweifeln. Die

Winter sind lang und Pflanzenkost ist selten. Die Einwohner befinden sich mithin, da sie fast kein frisches Fleisch essen, ziemlich in der Lage der Mannschaft eines Schiffes, die Monate lang auf trockene Lebensmittel angewiesen ist.

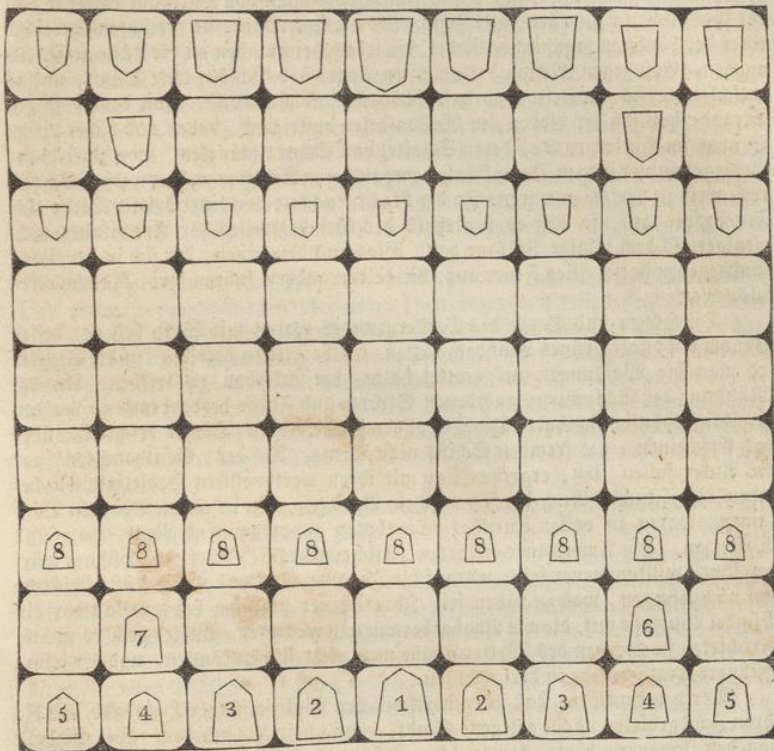
Hakodadi hat zwischen 6000 und 8000 Einwohner, die ein lebhafter und kräftiger Menschenschlag sind. Außer der Fischerei kommt der Handel als Erwerbsquelle stark ins Spiel. Zwischen Hakodadi und den Küstenplätzen von Nippon, Sikok und Kjusiu besteht ein reger Verkehr. Die Ausfuhr der Stadt bestehen in getrocknetem und gesalzenem Fisch, der Art Seetang, die als Nahrung dient, Holzkohlen, Hirschhorn, Bauholz und andern Erzeugnissen von Jesso, die Einfuhr in Reis und Getreide, Zucker, Thee, süßen Kartoffeln, Tabak, Tuch, Seide, Porzellan, lackirten Sachen, Messerwaaren u. a. m. Während des kurzen Aufenthalts der Amerikaner verließen wol hundert Fahrzeuge der Insel Jesso, hauptsächlich mit Erzeugnissen des Meeres beladen, den Hafen. Sie halten sich in der Regel an der Westküste von Japan, weil das Meer dort ruhiger ist, als an der Ostküste, und zahlreichere Häfen Zufluchtsorte bieten. Zu Zeiten sollen an tausend fremde Dschunken im Hafen liegen.

Eines Tages wurden ein paar Amerikaner vom Regen in eine Art Badstube getrieben, wo zwei Japaner Schach spielten. Unsere Abbildung zeigt die Einrichtung eines japanischen Schachbretts und die Stellung der Figuren, welche sie bei dieser Gelegenheit kennen lernten. Der König schlägt wie bei uns nach allen Seiten hin auf dem nächsten Felde und die Entscheidung beruht wie bei unserm Schachspiel darauf, daß er matt gesetzt wird. Die übrigen Figuren haben zum Theil abweichende Bewegungen. Nr. 1 unsers Bildes ist der König, die beiden Nummern 2 sind die Goldenen oder Ersten Staatsräthe (Königinnen), Nr. 3 die beiden Silbernen oder Zweiten Staatsräthe, Nr. 4 die Fliegenden Pferde, Nr. 5 die Brennenden Wagen, Nr. 6 (in der zweiten Reihe) der Fliegende Wagen, Nr. 7 das Horn, Nr. 8 die Soldaten, unsere Bauern. Die Figuren stehen nicht, sondern liegen, und auf der Oberfläche einer jeden ist ihr Name zu lesen.

Wie gut die Japaner von den Holländern über alle Vorgänge und Neuerungen in der Welt unterrichtet worden sind, zeigte sich auch in Hakodadi. Sie sprachen von Eisenbahnen, Telegraphen, Daguerreotypen, Pairhaus und Dampfschiffen. Bonaparte, Washington und der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, die damalige Stellung der Westmächte zu Rußland und die orientalischen Wirren waren ihnen wohlbekannt. Als die Amerikaner ihr Staunen aussprachen, wie man so fern von Nagasaki so gut unterrichtet sein könne, erzählten ihnen die Japaner, daß die Holländer jährlich aus Europa politische und andere Nachrichten erhielten, die zum Theil ins Japanische überfetzt und durch das ganze Reich verbreitet würden. Perry erinnerte sich dabei, was Glynn im Jahre 1849 bei seinem Besuche in Japan begegnet war. Die ersten Fragen, welche die Japaner an ihn gestellt hatten, waren folgende gewesen: „Sie haben einen Krieg mit Mexiko gehabt? Sie haben dasselbe geschlagen? Sie haben ihnen einen Theil ihres Gebiets abgenommen? Sie haben darin große Mengen Gold gefunden?“ Als Glynn die Auslieferung der gescheiterten Matrosen durchgesetzt hatte, erzählten ihm diese,

daß sie durch ihre Wachen von jedem Gefecht mit den Amerikanern und von jedem Siege der Amerikaner unterrichtet worden seien.

Von den Ainos, den zahlreichsten Bewohnern der Insel Jesso, sah man in der Nachbarschaft von Hakodadi wenige. Sie waren im Durchschnitt nicht größer als fünf Fuß und hatten eine fast schwarze Farbe, aber ein verständiges Gesicht.



Japanisches Schachbret.

Ihr wirres schwarzes Haar fiel zum Theil in unordentlichen Locken über die Stirn herab und verband sich mit dem starken Bart, den nie eine Scheere berührt, zu einer Masse. Ihre ganze Kleidung bestand in einem blauen zerrissenen Hemd, das bis an die Knie reichte, und in einer Art von braunem, aus Gras oder Häuten gefertigten Sack, der mit weiten Ärmeln versehen um die Schultern hing. Diese Tracht und ihr wirres Haar gaben ihnen ein wildes Ansehn. Ihre Haupt-



beschäftigung ist die Fischerei, die sie aber nicht auf eigne Rechnung, sondern für japanische Unternehmer, die wahrscheinlich ihre Herren sind, betreiben.

Als Perry eines seiner Schiffe nach der Vulkan-Bai abgehen ließ, um den dortigen Hafen Endermo zu untersuchen, wurde eine Gegend berührt, deren Bevölkerung, abgesehen von einigen japanischen Beamten, ausschließlich aus Ainos besteht. Die genannte Bucht liegt, funfzehn Meilen von Hakodadi entfernt, an der südöstlichen Spitze der Insel Jesso. Als die Amerikaner sie erreichten, herrschte einer der häufigen japanischen Nebel, die jedes Herannahen an die Küste gefährlich machen. Erst gegen Mittag des nächsten Tages hob sich der dicke Dunst, und es entschleierte sich nun ein wahrhaft schönes Landschaftsbild. Von dem sandigen Strande hob sich der Boden, in Wellenlinien ansteigend, höher und höher bis zu Bergen im Hintergrunde, deren Scheitel von Schnee glänzten. Von zwei dieser Gebirgshäupter stiegen Dampfsäulen empor, deren Schatten auf der weißen Schneedecke weit zu verfolgen waren. In der Nacht leuchtete von einer dritten Stelle eine Feuergarbe auf, so daß es innerhalb des Gesichtskreises der Amerikaner nicht weniger als drei thätige Vulkane gab. Blos aus dem einen, der sich in der Nacht kundgegeben hatte, stieg Feuer auf, die beiden andern fuhren fort, Rauchwolken auszuwerfen.

Die Höhen und Berge des Vordergrundes waren mit Wald bedeckt, dessen Bäume ein dunkelgrünes Laubdach hatten. Gelbe Flecken bezeichneten die Stellen, wo man die Waldungen ausgerottet hatte, um Ackerbau zu treiben. An der Mündung der Schluchten, aus denen Ströme und Flüsse hervorbrachen, wurden unzählige Häuser sichtbar. Die Bewohner dieser Ainos-Dörfer erschrafen über das Erscheinen eines fremden Schiffs nicht wenig. Als der „Southampton“ gar die Anker fallen ließ, ergriffen sie, mit ihren werthvollsten Habseligkeiten beladen, die Flucht. Auch die japanischen Beamten, die in einem Boot an Bord kamen, waren in voller Unruhe. Sie boten zuvorkommend Reis, Holz und Wasser an. Die Amerikaner erklärten, Fische, Gemüse, Eier und Hühner würden ihnen willkommener sein, worauf die Japaner ein Boot an die Küste schickten, um nachzufragen, was zu haben sei. Ihre Diener brachten bei der Rückkehr ein Bündel Wurzeln mit, die wie Rhabarberwurzeln aussahen. Weiter gebe es nichts, berichteten sie; wegen des Wetters habe man nicht fischen können, und der ganze Hühnervorrath bestehe in drei Küchlein.

Perry vermuthete, daß die amerikanischen Walfischfänger Hakodadi, als die ihren Jagdgebieten nächst gelegene Stadt, häufig besuchen würden. Wie Siebold von den Japanern hörte, kamen schon früher 58 große Seeschiffe bei dem Hafen vorbei, dem sie sich damals bis auf Kanonenschußweite nicht nähern durften. Vieles, was ein Walfischfänger braucht, vermag Hakodadi zu liefern: Fische im Ueberfluß, Bauholz, Geflügel und in der guten Jahreszeit auch Gemüse.

Wegen dieser Wichtigkeit des Orts für den Walfischfang wünschte Perry, die Regeln des neuen Verkehrs für Hakodadi gleich festzustellen. In dieser Beziehung stieß er aber auf Schwierigkeiten, die nicht hinwegzuräumen waren. Der Fürst von Matzmai, auf den man ihn in Kanagawa verwiesen hatte, konnte seine

Hauptstadt nicht verlassen. Sein Stellvertreter hatte „unumschränkte Vollmachten“, aber es zeigte sich sogleich, daß diese unumschränkten Vollmachten ihm nicht einmal gestattetet, mit Perry auszumachen, ob fremde Besucher ihre Spaziergänge fünf oder sieben japanische Meilen über die Stadt ausdehnen könnten. Darüber mußte in Jeddo entschieden werden.

Nachdem es dem Commodore klar geworden war, daß er in Hakodadi nicht zum Ziel kommen werde, erschienen plötzlich Beamte aus der Hauptstadt. Die Vermuthung, daß sie mit Unterhandlungen beauftragt seien, mußte aufgegeben werden, da sie erklärten, daß ihr Besuch ein halb zufälliger sei. Von der Regierung mit einer Sendung nach Krasfo beauftragt, erzählten sie, hätten sie unterwegs erfahren, daß die Amerikaner in Hakodadi seien. Da habe ihre Furcht, daß es vielleicht zu Mißverständnissen und Streitigkeiten kommen könne, sie angetrieben, nach Hakodadi zu gehen und die Vermittler zu machen. Leider habe ihr Vorgesetzter seine Reise nach Krasfo fortsetzen müssen, und nicht genug, daß sie ohne ihn nichts thun könnten, seien sie sogar gezwungen, ihm schleunigst nachzuzureisen.

Ganz gewiß war diese Geschichte vom ersten bis zum letzten Wort erfunden. Von einem vorgeschriebenen Reisewege kraft eigenen Entschlusses abzuweichen, oder wol gar mit Fremden ohne Auftrag Unterhandlungen anzuknüpfen, ist eine Eigenmächtigkeit, deren kein japanischer Beamter sich schuldig machen wird. Es war den kaiserlichen Beamten befohlen worden, nach Hakodadi zu gehen, aber welchen Zweck hatte ihr Besuch, mit dem keine Unterhandlungen verbunden sein sollten? Perry meint, man habe ihm eine Höflichkeit erweisen und dadurch ihn verhindern wollen, daß er über die Fruchtlosigkeit seines dortigen Aufenthalts ungeduldig werde.

Die Beziehungen zu den Beamten der Stadt gestalteten sich recht freundlich. Man besuchte sich gegenseitig, setzte sich Erfrischungen vor, tauschte Geschenke aus und unterhielt sich. Die Gespräche bestanden in der Regel aus Fragen der Japaner, auf welche die Amerikaner zu antworten hatten. Am aufmerksamsten waren die Japaner auf Alles, was die kriegerische Ausrüstung der Schiffe betraf. Hatten sie die Waffen von den Geschützen an bis zu den Drehpistolen abwärts untersucht, so mußte man ihnen auch den Gebrauch derselben zeigen. Perry that dies ohne allen Rückhalt, obgleich er recht gut bemerkte, daß die Japaner das Erlernte für sich benutzen wollten. Er glaubte ihnen keinen bessern Beweis, wie friedlich sein Vaterland gesinnt sei, geben zu können, als indem er ihnen Lehrmeister in allen den kriegerischen Fortschritten mache, die uns eine so ungeheure Ueberlegenheit über die ostasiatischen Völker geben. So verging manche Stunde damit, daß Bomben gefüllt, Geschütze gerichtet und abgefeuert wurden.

Es lag Perry viel daran, genau zu erfahren, ob vielleicht schiffbrüchige Matrosen auf Jesso lebten. Auf seine Bitte versahen ihn die Beamten mit Nachweisen, wie viele Schiffe in den letzten Jahren gescheitert seien. Von 1847 an hatte man vier mal Schiffbrüchige gesehen. Im Jahre 1847 wurden sieben Amerikaner in einem Boot an die Küste von Sturup getrieben, in demselben Jahre und Monat

kamen dreizehn andere Schiffbrüchige in drei Booten nach Jeramachi, nordwestlich von Matsmai, im März 1849 landeten drei schiffbrüchige Amerikaner auf Krassto, im Mai 1850 sah man in Mabira auf Jesso zweiunddreißig schiffbrüchige Engländer auf einmal. Die Amerikaner, die auf Krassto landeten, verließen die Küste in ihrem eigenen Boot, einen Theil der Amerikaner holte Glynn mit dem „Preble“ ab, alle andern Schiffbrüchigen schickte man nach Nagasaki, wo sie den holländischen Handelsschiffen übergeben wurden. „Gegenwärtig lebt auf unsern Inseln kein Fremder“, erklärten die Behörden.

Bei den häufigen Besuchen der Stadt durch die Nordamerikaner entstanden gelegentliche Zwistigkeiten mit den Kleinhändlern, und die Ausdehnung, die den Spaziergängen in und außerhalb der Stadt gegeben wurde, stieß zuweilen bei den untern Beamten auf Widerspruch. Die höheren Behörden glichen diese Störungen immer aus, und bald wurde die Eintracht nicht mehr getrübt. Ein Wunsch der Amerikaner, der ihnen besonders am Herzen lag, wurde indessen nicht erfüllt. Am letzten wie am ersten Tage ihrer Anwesenheit wurden die Thüren der Wohnhäuser vor ihnen geschlossen, und alle Frauen entfernten sich eiligst, sobald sich ein Amerikaner zeigte. Perry versuchte das durch eine Beschwerde bei den kaiserlichen Beamten aus Jeddo zu ändern, jedoch ohne allen Erfolg. Dieses Vermeidungsbefehl, sondern gehe aus der eigenen Natur der Leute hervor. „Die Sitten des Landes“, belehrte man ihn, „sind den Eurigen unähnlich, und die Leute sind nicht daran gewöhnt, Fremde aus fernem Ländern zu sehen. Obgleich die Behörden alles Mögliche gethan haben, sie zu beruhigen, fürchten sie sich doch vor Euch und verbergen sich. An diesen fernem Grenzen, so weit von Jeddo entgegen, läßt sich nicht leicht Einfluß üben und auf Veränderungen hinwirken. Wie könnten aber die hiesigen Einwohner daran denken, die Fremden mit feindlichen Gefühlen zu betrachten? Selbst wenn sie ihre eigenen Beamten sehen, mit deren Person sie noch nicht bekannt, laufen sie zur Seite, als triebe die Furcht sie an, ihnen zu entweichen. Die hiesigen Männer sind aufrichtig, wacker und gut, die Frauen bescheiden und einem zurückgezogenen Leben ergeben, so daß sie fremde Männer nicht gern sehen. Solche Eigenschaften und Gewohnheiten dürfen Achtung fordern, und wir können uns nicht denken, daß sie Euch mißfallen sollten.“ Auf den Vinkeln hatte Perry es durchgesetzt, daß die Amerikaner auf Spaziergängen nicht auffallend beaufsichtigt wurden. Als er in Hakodadi dasselbe Verlangen stellte, gab man ihm den Bescheid: „Es ist der Gebrauch unsers Landes, Fremde von Beamten begleiten zu lassen, und wir werden nicht sobald davon abgehen.“

In Hakodadi starben wieder zwei Amerikaner. Das Geschwader hatte jetzt vier Menschen durch den Tod verloren, einen in Jokohama, einen zweiten in Simoda und jetzt diese beiden in Hakodadi. Man begrub sie an der Küste, wo die Japaner einen Theil eines alten Kirchhofs abgetreten und mit einer Einzäunung versehen hatten. Die Stelle hat eine wahrhaft pittoreske Lage und gewährt eine schöne Aussicht auf den Hafen, die Sangar-Strasse und die angrenzenden Küsten. Der amerikanische Kaplan las in seiner vollen geistlichen Tracht die Todengebete

der anglikanischen Kirche, ohne daß ihm die Behörden oder die Bevölkerung hinderlich gewesen wären. Diese Duldung übte man in demselben Japan, das vor zwei Jahrhunderten öffentlich verkündet hatte: „So lange die Sonne die Erde erwärmt, mag kein Christ so kühn sein, nach Japan zu kommen. Jedermann erfahre, daß selbst der König von Spanien oder der Gott der Christen, wenn sie dieses Verbot verletzten, mit dem Kopfe dafür blühen müßten.“ Die Japaner folgten den christlichen Ceremonien des Begräbnisses mit sichtlich Theilnahme, und der amerikanische Kaplan, der Gebetsmann, wie sie ihn nannten, stieg in ihrer Achtung bedeutend.

Eines Tages trat der Kaplan in einen buddhistischen Tempel, als gerade Gottesdienst gehalten wurde. Der Hauptaltar hatte genau die Form, die in der römischen Kirche hergebracht ist, und in seiner Nische stand ein vergoldetes Bild. Zwei schöne Lampen und zwei große Kerzen brannten, und es gab viele künstliche Blumen mit reicher Vergoldung. Auf zwei Seitenaltären brannten ebenfalls Kerzen. Vor dem Hauptaltar befand sich ein eingeschlossener Raum, in dem fünf Priester, mit langen Gewändern bekleidet, auf den Knien lagen. Der vornehmste derselben schlug an eine kleine, wie eine Unterschale gestaltete Glocke, und zwei andere trommelten mit Paukenschlägeln auf lackirte Gefäße von Holz, die einen dumpfen Ton von sich gaben. Sie hielten Takt und brachten ihre gesungenen Gebete mit ihrer Musik in Einklang. Nachdem sie gesungen hatten, warfen sie sich ganz nieder und berührten den Boden mit ihren Stirnen, worauf sie sich erhoben und vor den Seitenaltären kürzere Ceremonien verrichteten.

Die unter Bäumen stehenden Götzenbilder, von denen schon die Rede war, scheinen die Stelle der katholischen Heiligenbilder zu vertreten. Unsere Darstellung am Schlusse des Abschnitts läßt den Charakter dieser Bilder erkennen. Wir theilen sie mit, um zugleich eine Probe der gewöhnlicheren Bildhauerei der Japaner zu geben. Die Kräfte der besseren Meister spart man für die Bilder auf, die in den Tempeln stehen; bei den Skulpturen, die draußen, von Bäumen gegen Wind und Wetter schlecht geschützt, stehen, verwendet man geringere Bildhauer. Dem amerikanischen Kaplan wollte es scheinen, als ob gewisse Bilder weit mehr verehrt würden, als andere. Auch unter den Heiligenbildern in andern Ländern trifft die Andacht bekanntlich eine Auswahl, deren Beweggründe in den meisten Fällen nicht zu erklären sind.

Wir schließen hier das Urtheil an, das jener Kaplan über die Aussichten des Christenthums in Japan fällt. Er sagt: „Abgesehen von dem Einflusse der Regierung, würde nach meiner Ansicht keine große Schwierigkeit bestehen, das Christenthum einzuführen, aber die Regierung würde sich mit der größten Entschiedenheit einmischen. Ich habe auf der Küste viermal bei Begräbnissen fungirt, einmal in Yokuhama, einmal in Simoda und zweimal in Hakodadi, jedesmal in Gegenwart von Japanern und meistens vor einer großen Menschenmenge. Sie benahmen sich jedesmal gut. Bei allen diesen Gelegenheiten waren japanische Beamte mit den Abzeichen ihrer Würde anwesend. Ich wurde dadurch den Japanern als ein christlicher Geistlicher, oder in ihrer Ausdrucksweise zu reden, als ein

Gebetsmann bekannt. Statt daß sie deshalb vor mir zurückschreckten, wie ich anfänglich annahm, bemerkte ich, daß ich in ihrer Achtung merklich gewann, und zwar sowohl bei den Beamten als bei den gemeinen Leuten. Bei unserer zweiten Anwesenheit in Simoda fanden wir dort einen neuen Statthalter, denn Simoda war jetzt aus einem Provinzialort zu einer kaiserlichen Stadt geworden. Dieser Statthalter war ein liebenswürdiger, wenn auch etwas stolzer Mann mit den feinsten Manieren. Im Bazar wurde ich mitten im Einkauf von einem Beamten zu ihm geführt und ihm als ein Geistlicher vorgestellt. Sein Gesicht erhellte sich, als er meine Stellung erfuhr, und sowohl sein Gruß, als der Ton, in dem er mit mir sprach, wurde außergewöhnlich freundlich. Ich erwähne dieser Thatsache, ohne über ihr Gewicht entscheiden zu wollen. Es äußerte sich keine sichtbare Abneigung gegen mich, weil ich ein Geistlicher war. Von der Regierung kann man dagegen zuversichtlich behaupten, daß sie gegen unsern Glauben den übertriebensten Argwohn hegt, indessen sind die Beamten, wie das Volk überhaupt, so zu Forschungen geneigt und beobachten Alles, was in ihren Bereich kommt, mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie mit der Zeit gewiß dahin kommen werden einzusehen, welcher Unterschied zwischen uns und den Katholiken besteht. Gegen die Letztern herrscht ein tief eingewurzelttes Mißtrauen. Ehe sie den Unterschied zwischen uns und ihnen einsehen, hat keine Form des Christenthums Aussicht darauf, in Japan festen Fuß zu fassen.“



Japanisches Götzenbild.